



DER

Laila Lalami

VERBOTENE

Roman

BERICHT

eBOOK
KEIN & ABER

INHALT

- » [Über die Autorin](#)
- » [Über das Buch](#)
- » [Buch lesen](#)
- » [Impressum](#)
- » [Weitere eBooks von Kein & Aber](#)

» www.keinundaber.ch



LAILA LALAMI

ÜBER DIE AUTORIN

Laila Lalami wurde in Rabat geboren und hat in Marokko, Großbritannien und den Vereinigten Staaten studiert. Sie ist Pulitzer-Preis-Finalistin und Autorin von vier Romanen und zahlreichen Essays, die u.a. im *Guardian* und der *New York Times* erschienen sind. *Die Anderen* stand auf der Shortlist des National Book Award. Laila Lalami ist Professorin für Kreatives Schreiben an der University of California und lebt in Los Angeles.

ÜBER DAS BUCH

Das Jahr 1527: Als der marokkanische Sklave Mustafa gemeinsam mit der spanischen Flotte in Florida ankommt, kann er nur staunen, mit welcher Selbstverständlichkeit sich seine Herren ein Land nehmen, das offensichtlich anderen gehört – und zwar nur, indem sie diese Tatsache aussprechen, ganz egal, ob die Eingeborenen es nun hören oder nicht. Nach dieser ersten, vermeintlich einfachen Eroberung stehen ihnen jedoch Krankheit, Widerstand und Hunger bevor – und nur vier der Männer schaffen es, das Abenteuer zu überleben und darüber zu berichten. Einer von ihnen ist Mustafa. Denn warum sollten die spanischen Herren die Einzigen sein, die die Geschichte weitergeben dürfen?

Laila Lalami führt uns in ein Abenteuer, in dem Sklaven zu Anführern und Anführer zu Sklaven werden, die Moral wegfällt und wiedergewonnen wird, die Menschen auf ihren innersten Kern reduziert werden, bis alle gleich sind, um gleich darauf Herrschaftsstrukturen wiederherzustellen. Ein Roman, der den Westen mit dem Blick aus dem Osten durchleuchtet und uns hinterfragen lässt, was wir als gegeben betrachten.

LAILA LALAMI

Der verbotene Bericht

ROMAN

Aus dem Amerikanischen
von Michaela Grabinger



eBOOK
KEIN&ABER

Für meine Tochter

Im Namen Gottes, des Barmherzigen, des Allerbarmers. Lob sei Gott, dem Herrn der Welten, seine Gebete und sein Segen seien auf unserem Propheten Mohammed und allen seinen Nachkommen und Gefährten. Dieses Buch ist das bescheidene Werk von Mustafa ibn Muhammad ibn Abdussalam al-Zamori, ein wahrheitsgetreuer Bericht über sein Leben und seine Reise von der Stadt Azemmur ins Land der Indianer, wohin er als Sklave gelangte und in dem Versuch, seine Freiheit zurückzugewinnen, Schiffbruch erlitt und viele Jahre verschollen blieb.

Da ich diese Schilderung lange nach den darin erzählten Begebenheiten aufgeschrieben habe, musste ich mich ganz auf meine Erinnerungen verlassen. Deshalb können die Entfernungen durcheinandergeraten oder Datierungen ungenau sein, doch kleine Fehler dieser Art bleiben in einer solchen Erzählung nun einmal nicht aus. Was alles andere betrifft, so erkläre ich, dass die Ereignisse beschrieben wurden, wie ich sie erlebt habe – auch diejenigen, die dem Leser aufgrund der Seltenheit ihres Vorkommens unwahr erscheinen mögen.

Den von meinen Gefährten zusammengestellten Bericht werde ich in Einzelheiten abändern. Seine Urheber waren drei kastilische Herren – mein rechtmäßiger Besitzer Andrés Dorantes de Carranza, mein Mitgefangener Alonso del Castillo Maldonado und Álvaro Núñez Cabeza de Vaca, mein Rivale auf dem Gebiet des Erzählens, der die Darlegungen der Herren, den sogenannten Gemeinsamen Bericht, an die Audiencia in Santo Domingo sandte. Mich hat man im Gegensatz zu ihnen nie aufgefordert, unsere Reise durch das Land der Indianer vor dem spanischen Vizekönig zu bezeugen.

Obwohl ich den drei kastilischen Herren einen durchaus guten Charakter zubillige, glaube ich fest, dass sie, vom Bischof, dem Vizekönig und dem Marquis des Oaxaca-Tales bedrängt und den Gepflogenheiten ihres Standes folgend, bestimmte Ereignisse weggelassen, andere wiederum aufgebauert haben, Einzelheiten verschwiegen oder aber dazuerfanden. Doch ich, der ich weder kastilischen Autoritäten verpflichtet noch an die Regeln einer Gesellschaft gebunden bin, der ich nicht angehöre, kann ungeschönt erzählen, was meinen Gefährten und mir widerfahren ist.

Jeder von uns, ob schwarz oder weiß, Herr oder Sklave, reich oder arm, Mann oder Frau, will nach seinem Tod in Erinnerung bleiben, und auch ich möchte fortbestehen jenseits der ewigen Dunkelheit, die mich erwartet. Sollte dieser Bericht durch einen glücklichen Zufall den Weg zu einem fähigen Schreiber finden, der es für angebracht hält, ihn mit der Feder festzuhalten, und dies ohne ihn auszuschnücken, außer mittels Kalligrafie oder bunter Miniaturmalerei in der Art der Türken und Perser, werden meine Landsleute eines Tages, so Gott will, von meinem erstaunlichen Abenteuer erfahren und ihm, wenn sie klug sind, dies entnehmen: die Wahrheit gehüllt in eine Geschichte.

1

Die Geschichte von La Florida

Im Jahr 934 nach der Hedschra, meinem dreißigsten Lebensjahr und dem fünften meiner Gefangenschaft, hatte es mich an den Rand der bekannten Welt verschlagen. Ich ging hinter Señor Dorantes, während wir durch eine dicht bewachsene Gegend marschierten, die er und die anderen Kastilier La Florida nannten. Wie es von meinem Volk genannt wird, weiß ich nicht, denn bis zu meiner Abreise aus Azemmur fanden Nachrichten aus jenem Land nur selten die Beachtung unserer Stadtschreier. Diese berichteten lieber von der Hungersnot, dem kurz zurückliegenden Erdbeben oder den Aufständen im Süden der Berberei. Ich denke aber, dass es in meinem Volk gemäß unseren Regeln der Namensgebung schlicht das Indianerland hieße. Die Indianer hatten sicherlich auch einen Namen dafür, doch den kannte weder Señor Dorantes noch ein anderer Teilnehmer der Expedition.

Señor Dorantes hatte mir gesagt, dass La Florida eine große Insel sei, größer als ganz Kastilien, und sich von der Küste, an der wir angelandet waren, bis zum Stillen Ozean erstreckte. Von einem Meer zum anderen, so hatte er es beschrieben. Das ganze Gebiet würde nunmehr von Gouverneur Pánfilo de Narváez regiert werden, dem Befehlshaber der Armada. Ich fand es unverständlich oder doch zumindest seltsam, dass der König von Spanien einen Untertan über ein Land herrschen ließ, das größer als sein eigenes war, doch diese Ansicht behielt ich natürlich für mich.

Wir marschierten nach Norden, auf das Reich Apalache zu. Indianer, die er gefangen genommen hatte, nachdem die Armada an der Küste von La Florida angelangt war, hatten Señor Narváez davon erzählt. Obwohl es nie mein Wunsch gewesen war, dorthin zu kommen, war ich erleichtert, als

wir von Bord gehen konnten, denn die Fahrt über das Meer des Nebels und der Dunkelheit hatte jede Unannehmlichkeit bereitgehalten, die man von einer solchen Reise erwarten musste: bröseligen Schiffszwieback, trübes Trinkwasser und verdreckte Latrinen. Besonders die engen Schlafunterkünfte hatten Passagiere und Mannschaft reizbar gemacht, und fast täglich war es zu Streit gekommen. Doch das Schlimmste war der Gestank gewesen – der alles durchdringende Geruch ungewaschener Männer vermengt mit dem Rauch aus den Kohlenbecken und den Ausdünstungen von Pferdemist und Hühnerkot, die trotz täglicher Reinigung nicht aus den Ställen weichen wollten. Ein Gemisch wie ein Pesthauch, der jedem unter Deck entgegenschlug.

Ich war neugierig auf das Land, denn ich hatte von meinem Herrn und seinen Freunden viele Geschichten über die Indianer gehört, oder besser erlauscht. Ihre Haut sei rot und sie hätten keine Augenlider. Heiden seien sie, die Menschen opferten, zu böse aussehenden Göttern beteten und geheimnisvolle Tränke brauten, die ihnen Visionen machten, und sie gingen herum, wie Gott sie geschaffen habe, sogar die Frauen. Diese Behauptung war mir so unglaublich erschienen, dass ich sie rundweg als Lüge abtat. Dennoch hatte mich das Land in seinen Bann geschlagen und war bald mehr als nur ein Reiseziel: ein fantastischer Ort, wie er nur dem Einfallsreichtum der Wandererzähler in den Suks der Berberei entsprungen sein konnte. Während der Fahrt über das Meer des Nebels und der Dunkelheit keimten solche Gedanken in einem auf, selbst wenn man die Reise nicht freiwillig unternahm. Die Bestrebungen der anderen färbten nach und nach unweigerlich ab.

Pro Schiff durfte nur eine kleine, aus Offizieren und Soldaten bestehende Gruppe landen. Als Kapitän der Gracia de Dios hatte Señor Dorantes zwanzig Männer ausgewählt, darunter diesen Diener Gottes, Mustafa ibn Muhammad, die in Ruderbooten an den Strand gebracht wurden. Mein Herr stand am Bug und hatte die eine Hand in die Hüfte gestemmt, die andere um den Knauf seines Schwerts gelegt, als posierte er für einen unsichtbaren Bildhauer. Keine Haltung hätte den Eifer besser zum

Ausdruck gebracht, mit dem er Anspruch auf die Schätze der Neuen Welt erhob.

Der Himmel war gleichmäßig blau an diesem schönen Frühlingstag, das Wasser klar. Nachdem wir den Strand erreicht hatten, gingen wir langsam in Richtung eines Fischerdorfs, das von einem Matrosen auf dem Fockmast gesichtet worden war und etwa einen Armbrustschuss weit von der Küste entfernt lag. Was mir zunächst auffiel, war die Stille. Nein, das Wort trifft es nicht. Immerhin waren die Wellen zu hören, ein leichter Wind ließ die Palmwedel rauschen, und es kamen Möwen herbei, betrachteten uns voller Neugier und flogen flügelflutternd wieder davon. Und doch verspürte ich eine große Abwesenheit.

Das Dorf bestand aus zwölf in einem weiten Kreis angeordneten Hütten, die aus Holzpfählen gebaut und mit Dächern aus Palmblättern bedeckt waren. Die Abstände zwischen den Hütten waren breit genug, um zum Kochen und zur Lagerung von Nahrung genutzt zu werden. Rings um die Lichtung gab es mit frischen Scheiten bestückte Feuerstellen, und an einer Stange hingen drei gehäutete Hirsche, deren Blut noch tropfte. Doch das Dorf war verwaist. Trotzdem gab der Gouverneur den Befehl, die Siedlung gründlich zu durchsuchen. In den Hütten fanden sich Utensilien zum Kochen und Putzen, Tierhäute und Felle, getrockneter Fisch und Dörrfleisch sowie große Mengen Sonnenblumenkerne, Nüsse und Früchte. Die Soldaten nahmen sofort an sich, so viel sie nur konnten, umklammerten eifersüchtig ihre Beute und tauschten sie gegen anderes, das ihnen lieber war. Obwohl ich nichts nahm und deshalb auch nichts zu tauschen hatte, schämte ich mich, zum Zeugen des Diebstahls geworden zu sein und, unfähig, sie aufzuhalten, auch zum Komplizen der Leute.

Als ich mit meinem Herrn vor den Hütten stand, fiel mein Blick auf einen Haufen Fischernetze. Um mir die seltsame Knüpfung genauer anzusehen, hob ich eines hoch und entdeckte einen merkwürdigen kleinen Kiesel, den ich zunächst für ein Gewicht hielt. Doch die glatten Steinanker, die an jedem Netz hingen, sahen ganz anders aus als der gelbe, scharfkantige Kiesel. Ich überlegte, ob er ein Spielzeug sein könnte – eine Murmel oder Teil einer Rassel –, das versehentlich auf den Netzen liegen

geblieben war. Ich hielt ihn ins Licht, um ihn besser zu betrachten, was Señor Dorantes natürlich bemerkte.

Hast du etwas gefunden, Estebanico?, fragte mein Herr.

Diesen Namen hatten mir die Kastilier gegeben, nachdem sie mich portugiesischen Händlern abgekauft hatten. Estebanico – eine Klangfolge, deren Fremdartigkeit mir nach wie vor in den Ohren knirschte. In Sklaverei geraten hatte ich nicht nur meine Freiheit aufgeben müssen, sondern auch den Namen, den meine Eltern für mich gewählt hatten. Ein Name ist etwas Kostbares, denn er enthält eine ganze Sprache, eine Geschichte, Traditionen und eine bestimmte Sicht auf die Welt. Verliert man ihn, verliert man auch all diese Dinge. Und das Gefühl, dass der Estebanico, den die Kastilier vor sich hatten, ein ganz anderer war als der Mensch, der ich wirklich war, hatte mich nie verlassen. Mein Herr riss mir den Kieselstein aus der Hand und fragte: Was ist das?

Das ist nichts, Señor.

Nichts?

Nur ein Kiesel.

Lass mich sehen. Er kratzte mit dem Fingernagel daran, und unter der dünnen Schmutzschicht kam ein helles Gelb zum Vorschein. Mein Herr war ein wissbegieriger Mensch, der ständig Fragen stellte. Vielleicht hatte er deshalb beschlossen, auf die Annehmlichkeiten seines stattlichen Hauses in Béjar del Castañar zu verzichten und sein Glück im Unbekannten zu machen. Seine Neugier auf die Neue Welt störte mich nicht, doch wenn er von seiner Heimatstadt sprach, wurde ich neidisch, denn dann schwang immer die Erwartung einer ruhmreichen Rückkehr mit.

Das ist nichts, sagte ich noch einmal.

Da bin ich mir nicht so sicher.

Das ist bestimmt nur Katzengold.

Es könnte auch echtes Gold sein. Unschlüssig drehte er den Stein zwischen den Fingern. Dann fasste er einen Entschluss und lief zu Señor Narváez, der auf dem Dorfplatz darauf wartete, dass seine Männer die Suche beendeten. Don Pánfilo, rief mein Herr. Don Pánfilo.

Lasst mich Euch den Gouverneur beschreiben. Das Auffälligste an seinem Gesicht war die schwarze Klappe über dem rechten Auge. Sie ließ ihn furchterregend wirken, doch seine eingefallenen Wangen und das kleine Kinn glichen diesen Eindruck aus. Er trug fast immer, auch wenn es gar nicht nötig war, einen mit Straußenfedern geschmückten Helm aus Stahl. Über dem Brustharnisch spannte sich eine blaue Schärpe von der Schulter bis zum Schenkel, die an der Hüfte kunstvoll gebunden war. Obwohl er große Mühe auf sein Äußeres verwandte, war er manchmal so derb wie die niedrigsten seiner Soldaten. Einmal hatte ich gesehen, wie er sich ein Nasenloch mit dem Finger zustopfte und aus dem anderen einen langen Schleimstrahl in die Luft schnäuzte, während er mit einem seiner Kapitäne über die Schiffsvorräte sprach.

Señor Narváez nahm den Kieselstein mit gierigen Fingern entgegen. Wieder wurde das kleine Ding in die Sonne gehalten, und wieder wurde daran gekratzt. Das ist Gold, sagte er feierlich, und hielt den Stein wie eine Opfergabe auf dem Handteller. Als er weitersprach, klang seine Stimme heiser. Gut gemacht, Capitán Dorantes. Gut gemacht.

Aufgeregt umringten die Offiziere den Gouverneur, und ein Soldat lief zum Strand zurück, um seinen Kameraden von dem Goldfund zu berichten. Ich stand hinter Señor Dorantes, von seinem Schatten vor der Sonne geschützt, und obwohl ich sein Gesicht nicht sah, wusste ich, dass er vor Stolz strahlte. Ein Jahr zuvor hatte man mich in Sevilla an ihn verkauft; seitdem hatte ich ihn zu deuten gelernt und erkannte, ob er glücklich oder nur zufrieden, wütend oder leicht verärgert, besorgt oder sogar ein wenig beunruhigt war – Gemütsregungen, deren Zwischentöne mir zeigten, ob sie in Handlungen gegen mich münden würden. In diesem Moment beispielsweise freute er sich über meine Entdeckung, doch seine Eitelkeit verbot es ihm zu sagen, dass ich es war, der den Stein gefunden hatte. Jetzt galt es den Mund zu halten, sich eine Weile nicht bemerkbar zu machen und ihn den Entdeckerruhm ganz allein genießen zu lassen.

Kurz darauf befahl der Gouverneur, alles an Bord der restlichen Armada auszuschießen. Drei Tage dauerte es, bis alle Menschen, Pferde und Vorräte auf den weißen Sandstrand gebracht waren. Immer mehr Männer trafen

ein und gesellten sich jeweils zu Gleichrangigen: Der Gouverneur stand zumeist mit seinen Kapitänen zusammen, die allesamt Rüstung und federgeschmückte Helme trugen, der Missionskommissar plauderte mit den vier anderen in braune Kutten gekleideten Mönchen, die Kavalleristen stießen zu den Infanteristen, die ihre Waffen bei sich trugen – Musketen, Arkebusen, Schwerter, Lanzen mit Stahlspitzen, Armbrüste, Dolche und sogar Metzgerbeile. Eine weitere Gruppe bildeten die Siedler, zu denen Zimmerleute, Metallarbeiter, Schuster, Bäcker, Bauern, Händler sowie viele andere zählten, deren Berufe ich nie erfuhr oder rasch wieder vergaß. Es waren auch zehn Frauen und dreizehn Kinder dabei, die aneinandergedrängt rings um ihre Holztruhen standen. Nur die schätzungsweise fünfzig Sklaven, darunter auch dieser Diener Gottes, Mustafa ibn Muhammad, waren über den ganzen Strand verteilt; jeder von ihnen hielt sich dicht bei dem Mann, dem er gehörte, und schleppte das Gepäck seines Herrn oder bewachte dessen Habe.

Als sich endlich alle versammelt hatten, war der frühe Abend des dritten Tages angebrochen. Da Ebbe herrschte, hatten die nur noch kleinen Wellen einen dunklen Streifen Strand freigelegt. Es war kühler geworden, der Sand unter meinen Füßen fühlte sich kalt und feucht an. Hoch am Himmel hatten sich Wolken zusammengeballt und die Sonne in eine blasse, ferne Kugel verwandelt. Vom Meer zog dichter Nebel heran, der nach und nach die Farben aus der Landschaft auswusch und alles in Weiß- und Grautöne tauchte. Es wurde sehr still.

Der Notar der Armada, ein stämmiger, eulenäugiger Mann namens Jerónimo de Albaniz, trat vor, zog, den Blick auf Señor Narváez gerichtet, eine Schriftrolle in die Länge und begann mit tonloser Stimme den Text zu verlesen. Im Namen des Königs und der Königin, sagte er, tue ich euch zu wissen, dass dieses Land der Besitz Gottes ist, unseres Herrn, des einen und ewigen. Gott verlieh einem, der St. Petrus genannt wurde, das Amt, der Herr und Vorgesetzte aller Menschen der Welt zu sein, wo immer sie lebten und unter welchem Recht und Glauben sie wären. Der Nachfolger des heiligen Petrus in diesem Amt ist unser Heiliger Vater, der Papst, der dem König dieses Land unter unseren Füßen zum Geschenk gemacht hat.

Deshalb bitten wir euch und fordern euch auf, die Kirche anzuerkennen als Herrin der ganzen Welt und den Hohenpriester, der Papst genannt wird, und den König und die Königin als Gebieter dieses Landes.

Nun unterbrach Señor Albaniz die Lesung und trank, ohne um Erlaubnis gebeten oder sich entschuldigt zu haben, einen Schluck Wasser aus einer Flasche, die an einem Riemen von seiner Schulter herabhing.

Ich beobachtete die Miene des Gouverneurs. Die Unterbrechung ärgerte ihn offensichtlich, doch er versagte sich jede Bemerkung, um das Ganze nicht noch weiter in die Länge zu ziehen. Vielleicht wollte er aber auch den Notar nicht verstimmen, denn ohne Notare und Archivare würde niemand von den Errungenschaften der Gouverneure erfahren. Dafür war ein gewisses, wenn auch geringes Maß an Geduld und Respekt erforderlich.

Señor Albaniz wischte sich ohne Eile mit der bloßen Hand über den Mund und setzte die Lesung fort. Tut ihr dies, werdet ihr gut tun, und ihr werdet von uns alle Liebe und Barmherzigkeit erfahren. Tut ihr es aber nicht oder schiebt es in bössartiger Weise auf, so wisst, dass wir euch bekriegen werden, wie wir nur können, und eure Frauen und Kinder in Gefangenschaft setzen und zu Sklaven machen, euer Hab und Gut von euch nehmen und euch alles Böse und allen Schaden antun werden, wie es in unserer Macht liegt. Sollte dies geschehen, so erklären wir, dass die Tötungen und Verluste zu euren Schulden gehen und nicht zu denen ihrer Hoheiten noch der Herren, die hier zugegen sind. Da wir euch dies nun verkündet haben, fordern wir den Notar auf, es schriftlich zu bezeugen, und die restlichen Anwesenden, ebenfalls Zeugen dieser Ermahnung zu sein.

Bis Señor Albaniz mit der Aufzählung der Versprechungen und Drohungen begonnen hatte, war mir nicht klar gewesen, dass sein Vortrag den Indianern galt, und ich hatte auch nicht verstanden, warum die Verkündung hier, auf diesem Strand, geschah, obwohl die Menschen, an die sie sich richtete, das Dorf längst verlassen hatten. Wie seltsam sich die Kastilier benehmen, wie durch und durch seltsam, hatte ich mir gesagt – sie glaubten etwas, indem sie es einfach behaupteten. Heute weiß ich, dass

diese Eroberer wie so viele andere vor und zweifellos auch nach ihnen in ihren Reden nicht die Wahrheit sagten, sondern sie erschufen.

Endlich verstummte Señor Albaniz. Er überreichte Señor Narváez die Schriftrolle, das *requerimiento*, und wartete mit gesenktem Kopf, bis dieser das Dokument unterzeichnet hatte. Dann wandte sich der Gouverneur an die Versammelten und verkündete, das Dorf trage von nun an den Namen Portillo. Die Kapitäne neigten die Köpfe, und ein Soldat pflanzte die Standarte auf, ein grünes Stück Stoff mit dem Abbild eines roten Schildes in der Mitte. Das erinnerte mich an das Hissen der Fahne des portugiesischen Königs auf dem Turm der Festung von Azemmur viele Jahre zuvor. Obwohl ich damals ein kleiner Junge gewesen war, empfand ich noch immer die Demütigung jenes Tages, der das Schicksal meiner Familie verändert, unser Leben zerstört und mich aus meiner Heimat vertrieben hatte. Jetzt wiederholte sich die Szene am anderen Ende der Welt auf einer ganz anderen Bühne und mit anderen Menschen. Mich beschlich Angst vor dem, was vor mir lag.

Meine Befürchtungen bestätigten sich schon früh am nächsten Morgen, als hinter der Vorrathütte des Dorfs Unruhe aufkam. Ich musste Señor Dorantes die Haare schneiden und hatte gerade damit begonnen, seine dichten strohblonden Locken zu kürzen. Auch sein Bart war gewachsen, doch der sollte ungestutzt bleiben. Hier, an den Rändern des Reichs, erschien es ihm nicht mehr wichtig, gepflegt auszusehen. Oder er ließ ihn sich wachsen, weil er es konnte und die Indianer nicht, so hieß es zumindest. Ich gebe zu, dass ich nicht danach fragte, sondern mich über einen Dienst weniger freute. Als wir Soldaten rufen hörten, sprang Señor Dorantes auf die Beine und lief, noch das weiße Leinentuch um den Hals, über den Dorfplatz, um nachzusehen. Ich folgte ihm mit meiner Schere aus Sevilla in der Hand. Wie sich erwies, hatten die Soldaten mehrere im Gebüsch versteckte Indianer entdeckt und vier von ihnen ergriffen.

Es waren vier Männer, alle nackt. Ich hatte schon auf den Inseln Cuba und La Española Indianer gesehen, als die Armada dort einlief, um die Vorräte aufzustocken, doch nie aus solcher Nähe. Weil ich es nicht

gewohnt war, Männer zu sehen, die sich ohne Scham in ihrem natürlichen Zustand bewegten, starrte ich sie zunächst an. Sie waren groß gewachsen, hatten breite Schultern, und die Farbe ihrer Haut erinnerte an Erde nach dem Regen. Ihr langes Haar glänzte, und sie trugen jeweils am rechten Arm und am linken Bein Tätowierungen, Zeichen, die ich nicht verstand. Einer schielte wie mein Onkel Omar und blinzelte ständig, um die Fänger ansehen zu können, ein anderer ließ den Blick über das Dorf schweifen und vergegenwärtigte sich, was sich seit unserer Ankunft verändert hatte: Vor dem Bethaus war ein großes Kreuz aufgestellt worden, auf dem Dorfplatz hing an einer Stange die Standarte des Gouverneurs, und rings um den Kreis der Hütten standen Pferde an frisch in den Boden gerammte Pfähle gebunden. Wegen der Geschichten über die Indianer, die mir bis dahin zu Ohren gekommen waren, hatte ich ganz und gar Unglaubliches erwartet, feuerspeiende Dschinn oder Ähnliches, doch diese Männer erschienen mir vollkommen harmlos, erst recht im Vergleich mit den kastilischen Soldaten. Trotzdem wurden sie gefesselt und zu Señor Narváez geführt.

Der Gouverneur zog den kleinen Goldbrocken, den ich gefunden hatte, aus seiner Tasche, legte ihn auf die geöffnete Hand und fragte: Woher habt ihr dieses Gold?

Die Gefangenen betrachteten ihn gelassen; zwei erwiderten etwas in ihrer Sprache. Ich konnte damals noch kein Muster in diesen Lauten erkennen – wo endete ein Wort und wo begann das nächste? Da ich in Azemmur, einer Handelsstadt, aufgewachsen war, hatte sich in mir die Liebe zur Sprache und auch – man sehe mir diesen Moment der Unbescheidenheit nach – eine Leichtigkeit im Umgang damit gebildet. Deshalb machte mich die Sprache der Indianer neugierig, obwohl sie mir nichts von dem bot, was sich beim Erlernen neuer Idiome bis dahin als hilfreich erwiesen hatte: vertraute Laute, ähnliche Wörter, eine gleich klingende Satzmelodie. Der Gouverneur nickte gemächlich, was mich verwunderte. Als hätte er die Indianer genau verstanden und wäre sogar derselben Ansicht wie sie.

Doch dann fragte er noch einmal: Woher habt ihr dieses Gold?

Die Soldaten hinter ihm sahen zu und warteten. Hoch in den Bäumen zwitscherten Vögel, ohne sich von der drückenden Hitze am Tirillieren hindern zu lassen. Vom nahen Strand drang das beruhigende Rauschen der Wellen herüber, und in der Luft lag Rauch – irgendwer hatte bereits das Feuer für den *almuerzo* entfacht. Die Indianer gaben dem Gouverneur auch diesmal die gleiche Antwort. Jedenfalls nahm ich das an; sie hätten ihn aber genauso gut ihrerseits etwas fragen, ihn zum Kampf auffordern oder mit dem Tod bedrohen können, falls er sie nicht freiließe.

Nachdem der Gouverneur ihnen höflich zugehört hatte, wandte er sich an seinen Pagen und sagte: Sperr sie in die Vorratshütte und bring mir eine Peitsche.

Señor Dorantes kehrte zu seinem Stuhl zurück, und ich musste ihm wie immer folgen. Wir sprachen beide kein Wort. Nachdem ich sein restliches Haar geschnitten hatte, reichte ich ihm einen kleinen Spiegel und hielt einen weiteren hinter seinem Kopf in die Höhe. In den einander zugekehrten Spiegeln sah ich sein und mein Bild. Mein Herr war mit dem Haarschnitt zufrieden, drehte sein Gesicht hierhin und dorthin und nickte anerkennend. Sein Bart reichte fast bis zu der Narbe an der rechten Wange, von der er einmal in meiner Anwesenheit seinen Gästen bei einem Abendessen stolz berichtet hatte. Sie stamme von einer Jahre zurückliegenden Verwundung, die er in Kastilien bei der Niederschlagung eines Aufstands gegen den König davongetragen habe. Mich hatte meine Knechtschaft zwar gelehrt, stets unbeteiligt zu wirken, doch nun erkannte ich im Spiegel, dass meine Augen meine Angst verrieten. Ich sagte mir, dass ich mich nur für die Fischernetze der Indianer interessiert und nicht nach Gold gesucht hatte, doch der von mir entdeckte Kiesel war nun der Grund dafür, dass vier Männer, die mir nie etwas Böses getan hatten, ausgepeitscht wurden. Wie mein Herr, musste auch ich so tun, als hörte ich die Schreie nicht, die kurz darauf aus der Vorratshütte drangen. Schon nach kurzer Zeit wurde daraus eine lang gezogene, schmerzerfüllte Klage, die ich glaubte in der Tiefe meiner Seele widerhallen zu hören. Dann herrschte Stille, die nur vom grässlichen rhythmischen Schnalzen der Peitsche unterbrochen wurde.

Als ich Señor Dorantes etwas später in seine Stiefel hineinhalf, hörte ich, wie sich sein jüngerer Bruder Diego, ein stiller Junge von sechzehn oder siebzehn Jahren, nach der Begegnung des Gouverneurs mit den Indianern erkundigte. Es erstaunte mich immer aufs Neue, dass diese beiden Männer leibliche Brüder waren, denn sie hatten ganz unterschiedliche Wesen: so schüchtern und arglos der eine, so kühn und listig der andere. Zeigte sich der eine in seinen Freundschaften wählerisch, so war der andere bereit, schnell zu lieben und schnell zu hassen. Dennoch hatte sich Diego den Bruder in allen Dingen zum Vorbild genommen. Auch er trug sein Wams oben aufgeknöpft und den Helm nach hinten geschoben wie ein erschöpfter Soldat und versuchte sich einen Bart wachsen zu lassen, auch wenn sich an seinen Wangen bisher nur einzelne stoppelige Stellen zeigten. Wann hat Don Pánfilo ihre Sprache gelernt, *hermano?*, fragte Diego. War der Gouverneur schon einmal in La Florida?

Señor Dorantes warf ihm einen belustigten Blick zu, fand die Frage aber offenbar harmlos, denn er beantwortete sie sofort. Nein, er ist wie wir alle zum ersten Mal hier. Aber er hat viel Erfahrung mit den Wilden. Er kann sich ihnen recht gut verständlich machen und erfährt fast immer, was er erfahren möchte.

Das ergab für mich keinen Sinn, aber ich sagte nichts. Mir war klar, dass mein Herr es nicht gut aufnehmen würde, sollte jemand in Abrede stellen, dass der Gouverneur die Sprache der Indianer fließend beherrschte. Denn die Alten lehren uns: Besser ein lebender Hund als ein toter Löwe.

Diego ließ nicht locker. Aber warum muss er sie dann auspeitschen?

Weil die Indianer geborene Lügner sind, erwiderte Señor Dorantes. Nehmen wir die vier dort drüben. Wahrscheinlich sind sie Spione, die uns auskundschaften und über uns berichten sollen. Fast unmerklich war mein Herr von einem vergnügten zu einem leicht gereizten Tonfall übergegangen. Er stand auf und strich mit dem Finger am oberen Schafttrand der Stiefel entlang, damit die Hosenbeine glatt in den Stiefeln steckten. Um die Wahrheit aus den Indianern herauszuholen, sagte er, braucht man die Peitsche.

Der Gouverneur hatte die vier Gefangenen so lange ausgepeitscht, bis er sicher war, die ganze Wahrheit erfahren zu haben, die er nun in einer abendlichen Zusammenkunft aller Offiziere verkünden wollte. Sie trafen sich in der größten Hütte des Dorfs, dem Bethaus, das leicht hundert Menschen fasste. Geladen waren aber nur etwa zwölf hochrangige Männer: der Kommissar, der Schatzmeister, der Sachwalter, der Notar sowie die Kapitäne und damit auch Señor Dorantes. Zuvor hatte man mehrere hölzerne Pantherstatuen mit gelb bemalten Augen und Gewehrschaft-Keulen in den Armen ebenso entfernt wie die Handtrommeln, die meiner Vermutung nach bei heidnischen Zeremonien zum Einsatz kamen. Das Bethaus war also leer. Bis auf die Decke: Mit einem Blick nach oben sah ich, dass sie mit einer Unmenge Muscheln verziert war, deren Innenseiten nach außen hingen und einen schwachen Schimmer auf den Boden warfen.

Die spanischen Offiziere ließen sich der Reihe nach auf den im Kreis angeordneten indianischen Hockern nieder. Der Page des Gouverneurs hatte ein weißes Tuch über eine lange Bank gebreitet und an jedes Ende einen Kandelaber mit brennenden Kerzen gestellt. Nun trug er das Essen auf – gerösteten Fisch, gekochten Reis, gepökelttes Schweinefleisch sowie frische und getrocknete Früchte aus der Vorratshütte des Dorfs. Beim Anblick dieses Mahls verspürte ich so großen Hunger wie seit vielen Tagen nicht, doch ich musste warten. Meine magere Ration würde ich erst erhalten, wenn die anderen gegessen hatten.

Señor Narváez stellte sich vor seine Offiziere und erklärte, der Goldkiesel stamme aus einem mit Wohlstand gesegneten Reich namens Apalache, das zwei Wochenmärsche nach Norden entfernt sei. In dessen Hauptstadt befänden sich große Mengen an Gold, Silber, Kupfer und anderen Edelmetallen. Ringsum würden ausgedehnte Mais- und Bohnenfelder bestellt, und in dem Fluss, der die Stadt durchfließe, gebe es viele Arten von Fischen. Die Aussagen der Indianer, die der Gouverneur den Notar Señor Albaniz festzuhalten bat, hätten ihn davon überzeugt, dass das Reich Apalache dem des Moctezuma an üppigen Schätzen in nichts nachstehe.

Die Nachricht schlug ein wie eine Kanonenkugel. Alle erschauerten, und ich gestehe, dass es auch mir den Atem verschlug, denn von dem reichen Herrscher und seinem mit Gold und Silber verkleideten Palast hatte ich bereits in Sevilla viel gehört. Die Begeisterung der Kapitäne steckte mich an, und ich begann mit offenen Augen zu träumen. Was, wenn die Kastilier die Stadt eroberten? Was, wenn Señor Dorantes zu einem der reichsten Männer in diesem Teil des Imperiums werden würde? Mich ergriff die verwegene Hoffnung, er könnte dann als Geste der Dankbarkeit oder des guten Willens oder um sein Gold und seinen Ruhm zu feiern, den Sklaven freilassen, der ihn auf diesen Weg gebracht hatte. Wie leicht ich in solche Fantastereien verfiel! Ich würde La Florida auf einem Schiff mit Ziel Sevilla verlassen und von dort nach Azemmur segeln, in die Stadt am Rande des alten Kontinents. Ich würde nach Hause zurückkehren, zu meiner Familie, würde sie alle umarmen und mich von ihnen umarmen lassen, mit den Fingern über die raue Kante der gefliesten Mauer im Innenhof streichen, das Rauschen des Oum er-Rbia hören, wenn er im Frühling vom vielen Schmelzwasser angeschwollen war, würde in warmen Sommernächten, wenn der Duft reifer Feigen in der Luft hing, auf dem Dach unseres Hauses sitzen. Ich würde wieder die Sprache meiner Vorväter sprechen und Trost in den Traditionen finden, die aufzugeben man mich gezwungen hatte. Dass nichts von alldem versprochen oder auch nur angedeutet worden war, schwächte meine Sehnsucht nicht. Und in einem Anflug von Gier vergaß ich, welchen Preis andere für meinen Traum zu zahlen hätten.

Die Offiziere erhoben die Gläser und dankten dem Gouverneur für die guten Neuigkeiten, und die Sklaven, unter ihnen dieser Diener Gottes, Mustafa ibn Muhammad, schenkten Wein nach. (Leser, es fällt mir nicht leicht zu gestehen, dass ich die Gläser mit dem verbotenen Getränk auffüllte, doch ich habe nun einmal beschlossen, alles zu berichten und nicht einmal eine so kleine Einzelheit wegzulassen.) Es gebe allerdings, sagte der Gouverneur und hob die Hände, um die Versammlung zum Schweigen zu bringen, ein Problem. Die Armada sei zu groß: vier Karavellen und eine Brigantine, sechshundert Männer und achtzig Pferde,

fünfzigtausend *arrobas* Vorräte und Waffen. Die Schiffe seien auf der bevorstehenden Mission nicht einsetzbar.

Er habe daher entschieden, die Mission in zwei Kontingente von annähernd gleicher Größe aufzuteilen. Das erste – die Flottenabteilung mit den Matrosen, den Frauen, Kindern und allen, die an einer Erkältung oder an Fieber litten oder aus einem anderen Grund zu schwach waren für die Weiterreise – werde entlang der Küste von La Florida zur nächstgelegenen Stadt in Neuspanien segeln, dem an der Mündung des Río de las Palmas gelegenen Ort Pánuco, dort vor Anker gehen und warten. Die zweite Abteilung – alle körperlich tüchtigen Männer, die gehen, reiten oder Nahrung, Wasser, Waffen und Munition tragen könnten – werde durchs Landesinnere nach Apalache marschieren, die Stadt sichern und dann eine kleinere Gruppe losschicken, die sich mit der Flottenabteilung treffen werde. Der Gouverneur forderte die Kapitäne auf, die besten unter ihren Männern auszuwählen.

Schweigen senkte sich über die Versammlung. Dann begannen mehrere Kapitäne gleichzeitig Einwände gegen den Plan zu erheben. Ein junger Mann, ein guter Freund meines Herrn, tat sich dabei besonders hervor. Dieser Señor Castillo hatte sich der Expedition kurzerhand angeschlossen, nachdem er bei einem Festessen in Sevilla davon gehört hatte. Weil er stark näselte, klang er wie ein Kind; obendrein war er ein schwächlicher Mensch und sah so aus, als wäre er keine zwanzig. Er erhob sich und fragte, ob es nicht zu riskant sei, alle Schiffe und Vorräte wegzuschicken, während wir ins Landesinnere marschierten.

Wir haben keine Karten, gab er zu bedenken. Keine Möglichkeit, für Nachschub zu sorgen, sollte die Mission länger dauern als erwartet, und unsere Piloten sind sich nicht einig, wie weit Pánuco entfernt ist. Er sprach freimütig und ohne jede Spur von Feindseligkeit. Die anderen, die den Plan ebenfalls ablehnten, waren verstummt und stillschweigend übereingekommen, ihn für sie alle reden zu lassen.

Stimmt, wir haben keine Karten, erwiderte Señor Narváez freundlich, aber wir haben die vier Indianer. Die *padres* werden sie unsere Sprache lehren, damit sie uns als Wegweiser und Dolmetscher dienen. Was die

Dauer der Mission betrifft, so habt Ihr mit eigenen Augen gesehen, wie schlecht bewaffnet die Wilden sind. Wir werden nicht lange brauchen, um sie zu bezwingen. Der Gouverneur trug an diesem Abend keine Rüstung, sondern ein schwarzes Wams, an dessen Ärmeln er ständig zupfte, um sie gleich darauf wieder gerade zu streichen. Überlegen wir jetzt, wie wir uns aufteilen.

Señor Castillo fuhr sich mit den Fingern durch das dichte braune Haar – eine Angewohnheit, die seine Nervosität verriet. Verzeiht, Don Pánfilo, sagte er, aber ich bin noch immer nicht davon überzeugt, dass wir die Schiffe fortschicken sollten, trotz der Tatsache, dass sich die drei Piloten nicht auf die Entfernung einigen können.

Wir sind nicht weit vom Hafen von Pánuco entfernt, entgegnete der Gouverneur. Dem Oberpiloten zufolge sind es von hier nach dort nur zwanzig *legua*, die beiden anderen schätzten die Strecke auf fünfundzwanzig. Das würde ich nicht als Uneinigkeit bezeichnen.

Soll das heißen, dass Ihr die Schiffe einfach so wegschicken wollt?

Der Gouverneur blickte Señor Castillo mit seinem heilen Auge durchdringend an. Genau das soll es heißen.

Was, wenn sie sich auf dem Weg zum Hafen verirren? Einige hier haben viel Geld in die neuen Schiffe gesteckt. Wir können uns ihren Verlust nicht leisten.

Ihr müsst mich nicht über die Kosten der Schiffe belehren, Castillo. Auch ich habe mein ganzes Geld in die Expedition investiert. Mit einem Blick in die Runde forderte der Gouverneur die Anwesenden auf, sein gespielter Erstaunen zu teilen. Mein Plan ist sehr einfach, *señores*. Wir marschieren ins Reich Apalache, die Schiffe warten in einem sicheren Hafen, und die Mannschaft kann alle benötigten Vorräte beschaffen. Diese Strategie habe ich schon vor fünfzehn Jahren in meinem Cuba-Feldzug angewandt. Mit einem wehmütigen Lächeln in Erinnerung an den früheren Ruhm richtete er den Blick auf Señor Castillo und fügte hinzu: Als Ihr wahrscheinlich noch in den Windeln gelegen habt.

Señor Castillo setzte sich wieder. Sein Gesicht war hochrot.

Dem jungen Kapitän erschien der Plan des Gouverneurs tollkühn, doch ich wusste, dass er mehrfach erprobt war. Bevor Hernán Cortés auf Tenochtitlán marschiert war, um die Reichtümer Moctezumas einzufordern, hatte er seine Schiffe im Hafen von Veracruz versenkt. Und sieben Jahrhunderte zuvor hatte Tariq ibn Ziyad an der spanischen Küste seine Landungsboote verbrannt. Eigentlich war Señor Narváez' Plan sogar umsichtig; schließlich schickte er die Schiffe nur fort, damit sie im nächstgelegenen Hafen auf uns warteten und mit neuen Vorräten beladen wurden. Deshalb teilte ich die Befürchtungen von Señor Castillo nicht und grollte dem Mann sogar ein wenig, weil er die Reise ins Reich des Goldes und damit die Erfüllung meines Traums von der Freiheit hinauszögern wollte.

Nun richtete Señor Castillo das Wort an Señor Cabeza de Vaca, der ihm gegenüber saß. Seid Ihr nicht auch der Ansicht, dass wir damit ein unnötiges Risiko eingehen würden?

Señor Cabeza de Vaca war der Schatzmeister der Expedition. Er hatte dafür zu sorgen, dass der König seinen Anteil an jedwedem in La Florida erlangten Vermögen erhielt. Gerüchten zufolge stand er dem Gouverneur sehr nahe, weshalb ihn die meisten Männer fürchteten, auch wenn sie sich hinter seinem Rücken über seinen ungewöhnlichen Namen lustig machten und ihn Cabeza de Mono nannten, weil seine Ohren abstanden wie die eines Affen. Señor Cabeza de Vaca verschränkte nun seine Hände mit den weißen zarten Fingern und den sauberen Nägeln – die Hände eines Edelmanns.

Ja, es ist ein Risiko, sagte er. Es gibt immer eines. Doch die Indianer dieser Gegend wissen jetzt, dass wir hier sind. Wir müssen unverzüglich aufbrechen, bevor der König der Apalache eine große Armee gegen uns einrichten oder eine Allianz mit seinen Nachbarn schmieden kann. Die Gelegenheit, Apalache für Seine Majestät in Besitz zu nehmen, darf nicht vergeben werden. Señor Cabeza de Vaca sprach mit der Arglosigkeit eines Mannes, der unter dem Bann hochfliegender Ideen steht, die er sich nicht durch schnöde Bedenken wegen irgendwelcher Schiffe verwässern lassen will. Einige Kapitäne nickten zustimmend, denn der Schatzmeister war ein

erfahrener Mann, der wohlüberlegte Entscheidungen traf und großen Einfluss auf sie hatte.

Die restlichen Anwesenden schwiegen. Señor Narváez räusperte sich. Einer muss das Kommando über die Schiffe haben, während wir nach Apalache marschieren. Wenn sich Castillo also nicht ins Landesinnere wagt ...

Der Vorschlag des Gouverneurs barg eine kaum verhüllte Beleidigung.

Don Pánfilo!, entgegnete Señor Castillo mit verzerrter Miene und erhob sich, bereit zur Verteidigung seiner Ehre.

Er kommt mit, erklärte Señor Dorantes. Er hatte die Hand an Señor Castillos Ellbogen gelegt, damit sein Freund seinen eigenen Ruf nicht weiter schädigte.

So geschah es, dass die Schiffe zum Hafen von Pánuco geschickt wurden, während der Gouverneur die Offiziere und Soldaten, die Ordensbrüder und Siedler, die Träger und Diener tief in die Wildnis von La Florida führte – eine lange Kolonne von dreihundert Seelen auf der Suche nach dem Reich des Goldes.

Das Land um uns herum war flach und dicht bewachsen. Wo das Sonnenlicht durch das Blätterdach drang, leuchtete es mattgrün, manchmal auch gelblich. Zwar dämpfte der weiche Boden das Klappern der Hufe, doch die Lieder, die die Soldaten heiser grölten, das Klirren der Offiziersrüstungen, das Scheppern der Werkzeuge in den Taschen der Siedler kündeten von unserem Marsch durch die grüne Wildnis. Oft lag hinter den Bäumen ein stiller, von frei liegenden Wurzeln umgebener Sumpf, über den sich schleimige Äste beugten. Nach jeder Durchquerung war ich von Kopf bis Fuß mit grauem Schlamm bedeckt, der an den Beinen und zwischen den Zehen verkrustete. Der Juckreiz trieb mich fast in den Wahnsinn.

Als wir einmal durch einen großen Sumpf wateten, rief ein Sklave namens Agostinho – ein Mann wie ich, den die Gier und die Umstände von Ifriqiya nach La Florida verschlagen hatten –, man solle ihm mit dem schweren Leinensack auf seinem Kopf helfen. Auf dem Weg zu ihm kam

ich an mehreren weißen Blüten vorbei, die einen berausenden Duft verströmten. Ringsum blubberte der Sumpf, als würde er in aller Ruhe tief Atem holen. Ich griff gerade nach dem Leinensack, da schoss ein grünes Ungeheuer aus dem Wasser und grub seine Zähne in Agostinho. Ich hörte deutlich seine Knochen brechen. Ein Schwall Blut stieg an die Oberfläche, und Agostinho wurde, den Mund zu einem stummen Schrei geöffnet, unter Wasser gezogen. So schnell mich meine Beine trugen, lief ich ans Ufer. Mein Herz war von dem gleichen maßlosen Grauen erfüllt, das ich als kleiner Junge empfunden hatte, wenn meine Mutter an frühen Winterabenden Schauergeschichten erzählte, Geschichten von Kindern, die sich in den Wald hineinwagten und unweigerlich von absonderlichen Wesen gefressen wurden. Sobald ich wieder trockenen Boden unter den Füßen hatte, brach ich zusammen und sah gerade noch, wie die Bestie mit klopfendem Schwanz im schlammigen Wasser verschwand.

Weder die Sprache der Kastilier noch meine kannte zu dieser Zeit ein Wort für das Tier. Wer davon sprechen wollte, musste sich mit einer Umschreibung begnügen und es »Das Wassertier mit der Schuppenhaut« nennen – ein schwerfälliger Ausdruck, der nicht lange taugte, nachdem sich die Spanier zu Herren über La Florida erklärt hatten. So begannen sie, alles neu zu benennen, als wären sie der allwissende Gott im Garten Eden. Der Gouverneur ging zu dem Sumpf zurück und fragte, wessen Sklave der Mann gewesen sei und was sich in dem Leinensack befunden habe, und irgendeiner berichtete ihm, dass Agostinho der Sklave eines Siedlers gewesen sei und der Sack Töpfe, Geschirr und Küchengeräte enthalten habe. Nun gut, erwiderte der Gouverneur gereizt und verkündete, das Tier heiße von nun an *el lagarto*, weil es wie eine riesenhafte Eidechse aussehe. Diesen Namen musste der Notar nicht vermerken; keiner würde ihn je vergessen.

Die *lagartos* waren nicht die einzigen Beschwerden auf dem Marsch des Gouverneurs. Die Essensrationen waren sehr klein ausgefallen; jeder Mann hatte nur zwei Pfund Zwieback und ein halbes Pfund gepökelttes Schweinefleisch erhalten, Diener und Sklaven die Hälfte. Kein Wunder, dass sich die Männer ständig zusätzliche Nahrung vor allem in Form von

Hasen- und Hirschfleisch suchten. Doch schon bald verbot der Gouverneur denen mit Bögen oder Musketen, sie für die Jagd einzusetzen, um Munition aufzusparen, falls die Indianer von Apalache Widerstand leisteten. Ich selbst hatte keine Waffe, nur meinen Wanderstab, mit dem ich hin und wieder in einem Vogelnest stocherte und mir die Eier nahm. Gelegentlich pflückte ich die Früchte der Palmen, die hier kleiner waren und dickere Stämme hatten als die in der Heimat, oder kostete die Beeren unbekannter Sträucher, anfangs immer nur eine, höchstens zwei. Erst dann wagte ich, größere Mengen zu essen.

Solche Sorgen kannte Señor Dorantes natürlich nicht. Weil er eigenes Geld in die Expedition eingebracht hatte, erhielten er und die anderen Investoren größere Essensrationen. Er saß bequem auf seinem Pferd Abejorro – einem grauen Andalusier mit klugen Augen, dunklen Beinen und guter Körperhaltung – und plauderte mit seinem jüngeren Bruder Diego, um die Langeweile zu vertreiben. Eigentlich war ihm jedoch die Gesellschaft von Señor Castillo lieber, und er trieb sein Pferd oft an, damit es wieder zu der weißen Stute seines Freundes aufschloss. Ich musste laut dem Befehl von Señor Dorantes immer einen Schritt hinter ihm gehen. Es genügte ihm nicht, dieses erstaunliche Land zu durchqueren und sich seinen Anteil am Reich des Goldes zu sichern – er benötigte obendrein einen Zeugen seiner Bestrebungen. Er sah sich im Mittelpunkt von etwas Großem und Neuem und brauchte ein Publikum, auch wenn es für ihn nicht mehr zu tun gab, als zu marschieren.

Nach etwa zwei Wochen gelangten wir eines schönen Morgens an einen breiten Fluss. Die Sonne färbte seine Oberfläche gleißend weiß, doch vom Ufer aus sah man, dass er sehr schnell floss und man im klaren Wasser die schwarzen Kiesel auf dem Grund zählen konnte. Als der Gouverneur verkündete, er werde dem Fluss wegen der vielen schwarzen Steine den Namen Río Oscuro geben, hörten die Männer kaum hin, sondern riefen *agua, por fin*, riefen *gracias a dios* und *déjame pasar, hombre!*

Señor Dorantes stieg ab. Ich führte Abejorro ans Wasser und watete selbst hinein, um mir den grauen Schlamm von den Beinen und aus den Sandalen zu waschen. Ich dachte, wir würden nun eine Weile am Ufer